

Die Nacht, die tötet

Autor(en): **Keller, Jurij von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 5

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662722>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ritornelle.

Der Schlaf.

Du und der Tod, wohl seid ihr beide Brüder,
Doch wie verschieden — was uns jener raubt,
Schenkst du mit jedem Morgen neu uns wieder.

Der Tag.

Nicht alles, was du forderst, wird uns stets geraten.
Doch schenkst du jeden Morgen uns das Licht
Der hehren Sonne, frischen Mut zu neuen Taten.

Die Nacht.

Der Tag, der kampferfüllte, ist vollbracht.
Nun kommst du leise schwebend uns umfängen,
Du, die uns sänftiget und stille macht.

Die Treue.

Da uns das Glück verließ, gibt keiner mehr uns
[das Geleite
Von all den Freunden, die einstmals bei uns zu Gast.
Du aber bleibst uns auch in schweren Tagen
[tröstend noch zur Seite.

Der Humor.

Wie Nebel, Wolken fliehen vor der Sonne Schein,
So flüchten eilends Kummer, Gram und Sorgen,
Wo immer du zur Türe trittst herein.

Die Einsamkeit.

Wenn aller Hoffnung Sterne uns entschwinden,
Das Herz im Kampf erlahmt, bist du der Ruheport,
Wo neue Kraft wir, Trost, Erlösung finden.

Georges Gisi.

Die Nacht, die tötet.

Von Jurij von Keller.

In Khabarowa, der letzten Station vor Nowaja, wurde die Gruppe, die dazu bestimmt war, auf dieser langgestreckten arktischen Insel nach Schätzen in der Erde zu suchen, noch einmal, ein letztes Mal, geprüft. Ziemlich rasch hatte man uns aus den verschiedensten Teilen Rußlands zusammengetrommelt: vom Baltischen Meer und von der Ukraine, vom Schwarzen Meer und vom Ural, von der Wolga und vom Kaukasus. Sogar eine Georgierin war unter uns, nach der Märchen- und Sagenkönigin ihres Landes Tamara genannt. Sie war als Krankenschwester gedacht, die bei etwaigen Unfällen erste Hilfe leisten sollte. Ansonsten Bergleute, Ingenieure, ein paar Naturwissenschaftler, Meteorologen.

In Khabarowa saß man noch an einem gedeckten Tisch. Und dann ging's im Scheine der letzten Sonnenstrahlen hinüber nach Nowaja Semlja.

Die Insel ist heute keine Einöde mehr, wenigstens ihr westlicher Teil nicht, wo noch die letzten Ausläufer des mexikanischen Stromes einige Wärme bringen. Nur der östliche Teil ist völlig vom Packeis umgeben. Wir waren dazu bestimmt, eine Expedition abzulösen, die den Sommer auf der Insel verbrachte. Unser harrete ein schweres Los: Der arktische Winter! Kälte? Nicht so sehr, denn es gibt im nördlichen Sibirien Orte, die, obwohl weit südlicher als Nowaja Semlja, eine viel tiefere Durchschnittstemperatur aufweisen.

Ein anderes, viel schwereres Problem tat sich vor uns auf: Der Lichtmangel. Monatelang sollte man keinen Sonnenstrahl mehr sehen! Wie kann der Mensch das ertragen? Man tröstete sich mit den Geschichten von den Überwinterungen der Polarexpeditionen in Nord und Süd, tröstete sich mit der Tatsache, daß die Sommerzeit dazu benutzt worden war, eine Art von Bergwerk einzurichten, mit elektrischem Licht, mit Dampfheizung, mit, wenn man so sagen darf, allem und letztem Komfort. Aber dieser Trost war, das fühlten wir nur allzusehr, Selbsttäuschung und weiter nichts. Noch ehe wir die Insel erreichten, war der kurze Tag bereits zu Ende, und die Nacht, die sich in ihrer ganzen polaren Kraft auf uns herniedersenkte, gab uns einen Vorgeschmack dessen, was uns während langer Wochen bevorstand.

Am nächsten Tag, als wir ins Innere der Insel aufbrachen, sprachen wir von nichts anderem als von der Polarnacht, von Nordlichtern, Mond und Sternen. Ein Blick noch auf den Küstenfelsen, der ein Brutplatz von vielen Tausenden von Alken gewesen war, zu denen sich eine Legion von Möwen gesellten. Jetzt lag alles still da. Die Vogelwelt hatte sich südwärts begeben, der Sonne, dem Licht entgegen. Und wir, wir gingen in die Nacht.

Ein junger Samojede, der sich in unserer Begleitung befand, bedauerte, daß er bei Nordlicht

und Mondlicht seiner Lieblingsbeschäftigung, der Fuchsjagd, nicht werde frönen können. Und ernstlich warf einer die Frage auf, ob bei dem Fehlen von Sonnenlicht der Mond nicht stärker auf unsere Seelen wirken würde? — Man fürchtete, die Gruppe VIa „Nowaja Semlja“ würde an Mondsucht zugrunde gehen...

Bis einer nachdenklich meinte, ob die Sonnensucht nicht viel gefährlicher wäre, die Sehnsucht nach dem Tagesgestirn.

So kamen wir an unseren Bestimmungsort. Jubelnd begrüßten uns die, die nun südwärts ziehen durften, dem Festland zu. Schnell vollzog sich der Abschied, und bei klarem Himmel konnten die, die uns zurückließen, bald aufbrechen. Nur wenige Tage erfreuten wir uns noch am Sonnenlicht. Immer kürzer waren die Zeiten, in denen sich zu Mittag im Süden der Sonnenball zeigte. Schließlich gab es selbst „am Tage“ um 12 Uhr nur noch einen Dämmerchein. Wir arbeiteten im Schoße der Erde, doch gingen wir täglich mehrere Stunden auf den Anhöhen spazieren, von denen aus man das Meer im Sternenlicht schauen konnte. Windstill und trocken war's, zu trocken vielleicht, und nie hätte einer von uns gedacht, daß man in diesen Strichen derart von Durst geplagt werden könnte. Immer war Tamara mit uns. Auch dann, wenn das Thermometer 70 Grad zeigte. Auch heute, wo die Luft rein und klar war, während in ihr von Zeit zu Zeit mit lautem Knistern winzige Eiskristalle erstarrten. Die Flut stieg an.

Seit zwei Wochen war kein Schnee gefallen, und der, der den Boden bedeckte, war stahlhart und zeigte keine Spuren von Menschentritten. Wer vermag sich eine größere Einsamkeit vorzustellen! Der Sauerstoff der Luft stärkt zwar die Lebensgeister, aber das Dunkel, das ewige Dunkel!

Wir blickten auf die Barentssee hinaus, über deren violetten Horizont gerade der Mond als rotgelber Riese sichtbar wurde. Wir tranken diese blassen Strahlen in uns hinein und bangten vor dem Augenblick, da das Gestirn verschwinden

würde. Über uns, in blauer Himmelstuppel, strahlten die Sterne in einem niegesehenen Glanz. Da wandte sich Tamara und zeigte mit dem Arm nach Süden. „Ein Sonnengruß!“ rief sie, und wir erblickten in namenloser Ergriffenheit einen fahlen Schimmer, winzig und doch deutlich und klar. „Sonne, Sonne, Licht!“ Ein Bergmann von der südlichen Wolga hatte das mit sich überschlagender Stimme ausgerufen und war davongerannt, und sein Freund, ein Landsmann, eilte unter Aufbietung aller Kräfte hinter ihm her. Auch er schrie und gestikulierte.

Es dauerte eine Weile, ehe wir begriffen, was geschehen war. Und dann machten wir uns auf die Suche nach den Kameraden. Längst war schon der schwache Lichtstreifen am südlichen Horizont verschwunden. Auch der Mond war fort, und wäre nicht die Angst um die beiden Menschen gewesen, die der Wahnsinn, die Sonnensucht, über die Eisfelder jagte, wir hätten die unbeschreiblichen Farbenwunder, die der Himmel bot, genießen können. In ruheloser Veränderung erschienen am Firmament plötzlich die Blicke eines Nordlichts in seiner ganzen gigantischen Schönheit, wundervoll und grauig zugleich. Sie zuckten in dem blau-grün-lila-violetten Himmelsgewölbe. Ein silbernes Feuer brach aus und schien die Welt in seinen hellen Flammen zu verzehren, bis dann alles in völliger Harmonie als ruhiges, glänzendes Band sich zeigte, um, abermals schnell sich auflösend, im allgemeinen Dämmer zu verschwinden. So jagten wir über die Eisfelder.

Wir haben sie nicht gefunden, an diesem Tage nicht, und auch nicht am nächsten, selbst die Polarhunde kamen ununterrichteter Dinge wieder. Erst als die ersten Sonnenstrahlen die Bergspitzen von Nowaja Semlja zum Erglühen brachten, stieß die Abteilung, die uns ablösen kam, auf zwei zernagte Nester von Wesen, die in ihrer Gesamtheit angeblich die Erde beherrschen und doch zusammenbrechen, irrsinnig werden und sterben können aus Sehnsucht nach dem Tagesgestirn.

Die Pürschwarte.

Von Hermann Löns.

Vor dem Moore, das sich über den Kopf des Berges hinzieht, steht eine alte, gewaltige Buche. Ihre knorrigen Wurzeln winden sich wie graue Schlangen um die moosigen Steinblöcke, ihr Stamm ist voller Schrunden und Schrammen,

ihre Krone hat der Sturm abgebrochen, so daß nur noch wenige Äste stehen geblieben sind, zwischen die eine Pürschwarte gebaut ist.

So manches liebe Mal habe ich dort gegessen und über das Moor hingesehen oder nach den